

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 112.

Samstag, 13. Mai.

1916.

(6. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Die Aussprache mit Sergei stand Vera noch bevor, sie konnte ein Gefühl der Scham nicht überwinden, wenn sie daran dachte. Sie wußte zwar, daß Sergei nicht viel Worte machen würde — das lag nicht in seinem Charakter —, ihr bangte nur vor seinen Blicken, seine guten, sanften Augen sagten mehr wie Worte, sie verstand deren Sprache und hatte schon in der letzten Zeit, seitdem die Sache mit dem General im Gange war, einen Vorwurf darin zu lesen geglaubt.

Aber sie mußte auch darüber hinwegkommen, ihr Entschluß stand fest — sie konnte das Leben nicht so weiterleben.

Der Gedanke an ihr Seignerspiel — die Hoffnung, der sie sich hingeeben, war verloren — eigentlich gleich am ersten Tage, nach der ersten Unterrichtsstunde: Erregt von der Fahrt, von dem Wilde, das sich ihren Blicken am Adelsquai geboten und die Erinnerung an die Vergangenheit in ihr wachgerufen, war ihr das Musikstudium wie eine Ironie erschienen, es war noch hinzugekommen, daß der Professor sie bei den folgenden Sektionen getadelt, ihr Herstreutheit vorgeworfen und gedroht hatte, den Unterricht einzustellen, wenn das so weitergehe.

Den General hatte sie noch einige Male getroffen — daß er diese Besuche absichtlich herbeigeführt, hatte sie leicht bemerken können. Dann war Frau Tartakowa von der Reise gekommen, es hatte wieder ein Musikabend bei ihr stattgefunden, an dem der General Vera nicht von der Seite gewichen, und nach dessen Beendigung — nachdem die Gäste, auch Vera und Alexander, gegangen — er noch zurückgeblieben war. Da hatte er sich wohl mit seiner Freundin ausgesprochen, denn am anderen Tage hatte Frau Tartakowa Vera zu sich herunterbitten lassen und ihr, nachdem sie erst Andeutungen gemacht und sie auszufragen gesucht, gesagt, welche Absicht der General habe und daß er sich erst Gewißheit verschaffen wollte, ob sein Antrag von Erfolg sein würde.

Benutzen Sie mir, Vera Alexandrowna, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mische, halten Sie mich nicht für indiscret, ich habe Sie vom ersten Augenblick an lieb gewonnen und würde mich freuen, wenn ich dazu beitragen könnte, Ihre Zukunft — nun sagen wir — sorgenfrei zu gestalten.

Sie wollen sich der Kunst widmen — ach du lieber Gott — haben Sie sich auch geprüft sind Sie überzeugt, daß Sie erringen werden, erringen können, was Sie sich vorgenommen?

Ich zweifle nicht an Ihrem Talent, gewiß nicht — aber welcher langer Weg liegt noch vor Ihnen, ehe Sie zum Ziele gelangen.

Das Talent allein tut's nicht, glauben Sie mir das: Ausdauer, Energie und vor allen Dingen Glück, sonst kann man sich mühe arbeiten und erreicht nichts, wird alt und muß alle Hoffnung auf das Leben abgeben.

Der General ist nicht mehr jung — eine so schöne Frau wie Sie macht wohl andere Ansprüche — aber Sie

haben die Ehe schon kennen gelernt, wissen, daß auch eine Heirat aus Liebe nicht immer das erhoffte Glück bringt — auch ich spreche ja aus Erfahrung.

Und nun nochmals, seien Sie mir nicht böse, ich wiederhole: Ich habe Sie lieb und ich schätze den General. Er ist ein edler Mann, der gewiß alles tun wird, um Sie den Schritt nie bereuen zu lassen."

Dann hatte sie Vera, die ihr schweigend zugehört, geküßt, und die beiden Frauen hatten sich getrennt.

Nach einigen Tagen hatte der General Vera seinen Antrag gemacht. Eigentlich recht formlos, wie er selbst eingeräumt — während sie noch beim Concours Hippique in derloge saßen, gleich nachdem Boris sie verlassen hatte.

Trotzdem Vera jeden Augenblick ein Wort von ihm erwartete, war es ihr nun doch fast wie eine schreckhafte Überraschung gekommen. Schweigend hatte sie einige Augenblicke auf das gerade unten in der Manege vorgelagerte Gespann eines Großfürsten gestarrt, als ob sie im Moment nichts anderes beschäftigte als die Gangart der beiden edlen Fische. Ein anderes Bild hatte sich zwischen sie und den Antragsteller gedrängt, das Bild jenes schönen, jugendlichen Offiziers, der eben noch mit ihr geplaudert. Aber nur einen Augenblick — mechanisch hatte sie die Hand erhoben, wie um ihre Augen zu bedecken und das Bild zu verschonen, dann, als sie zu ihrem Beileiter hinsah, dessen Blicke erwartungsvoll auf ihr ruhten, hatte sich diese Hand, ihr selbst fast unbewußt, in die seine gelegt.

Gesprochen hatten sie weiter nicht, bis die Schau beendigt war, erst als sie wieder nebeneinander im Schlitten saßen, hatte der General gefragt:

"Ich darf den stummen Händedruck von vorher als Zusage annehmen, Sie sagen ja?"

Sie hatte zustimmend den Kopf geneigt, immer noch ohne Worte, erst, wie sie sich bewußt wurde, daß das, was sie erwidert, im stillen gehofft, Wirklichkeit geworden, durch die Flut der Freude, die sie nun in sich aufsteigen fühlte, in dem Gedanken, welche glänzende Zukunft ihr bevorstand, herauscht, angefangen, lebhaft zu plaudern: erst über Gleichgültiges — nur um zu sprechen — über die Gaspanne, die Toiletten — sie wußte selbst kaum, was sie sagte, — dann aber, als der General wieder auf seinen Antrag zurückkam, aus ihrem Munde hören wollte, daß er sich nicht getäuscht — ernster werdend:

"Erzellenz, ich fühle mich sehr geehrt — also ja" — so daß Pastuchow auflachen mußte:

"Ich bitte Sie, Vera Alexandrowna: Erzellenz — geehrt — ich heiße Bogdan, und ich, Bogdan Pastuchow, bin der Geehrte und will mich bemühen, diese Ehre, die Sie mir erweisen, dadurch zu verdienen, daß ich — daß ich" — er war so gerührt, daß er nicht weiter sprechen konnte, erst später, als sie im Hause auf der Treppe Abschied nahmen, hatte er sich so weit gesammelt, daß er den Mut fand, Vera zu küssen.

Die frohe Baune hatte sie noch gehabt, als sie zur Mutter ins Zimmer getreten und auch später trotz der Worte der Tante wieder gefunden, selbst die Bedenken, die Sergei vorbringen wollte, weggeschert.

„Dah, Sjerioha, aus mir wird sonst doch nichts, der Professor zankt mich jeden Tag, ich kann nicht aus mir heraus, ich bin faul — laß dir von Frau Tarkatowa erzählen, was man alles sein und haben muß, um in der Kunst durchzudringen — mit meinem bißchen Geigenspiel müßte ich verhungern, ich aber, ich — will leben.“

Am nächsten Morgen war Bera sehr geschäftig. Sie rief das Mädchen und befahl ihr, nachdem Sergei fortgegangen und die Mutter aufgestanden war, die Zimmer ordentlich zu reinigen, sie selbst ordnete an den Möbeln herum, rückte ein besseres Stuhl mehr ins Licht, stellte einen Stuhl, der seine Politur eingebüßt, in den Hintergrund und versuchte, die engen Räume etwas wohllicher erscheinen zu lassen.

Als sie damit fertig war, nahm sie Salz und Gut und ging aus der Wohnung. Sie nahm jedoch ihren Weg über die Hintertreppe, denn sie scheute sich an der Wohnungstür des Generals vorbeizumachen — nur sich nicht zeigen, ehe er den versprochenen Besuch gemacht — und auf der Straße angekommen, lief sie schnell bis zum nächsten Blumenmagazin. Sie wollte ein paar Blumen kaufen, die sollten dazu beitragen, die Umgebung, in der die Mutter und sie den General empfangen würden, freundlicher zu gestalten.

Atemlos kam sie zurück und, ohne erst den Gut abzulegen, suchte sie nach einer Schale, ordnete die Blumen darin und stellte sie auf den Tisch. Dabei fiel ihr ein, wie reich sie damit in den letzten Jahren versehen gewesen, kaum noch acht darauf gehend, solche Arrangements stets dem Diener überlassen hatte, der täglich dafür sorgen mußte.

Ein Bild drängte sich vor: Der erste Osternmorgen nach ihrer Heirat, als sie nach dem Aufstehen zum Frühstück gekommen war, ihren Mann sie schon erwartend gefunden hatte.

Der Frühstückstisch voll mit Blumen in Vasen und Gläsern, auf kleinen Nebentischen rosa und weiße Azaleen, eine Blume, die zum Osterfeste in keinem Hause fehlen darf, und neben ihrem Gedeck ein Etui mit einem kostbaren Ring, Pakete mit Spitzentäschentüchern, und sonst noch eine Menge Geschenke — ganz gekannt war sie gewesen, daß sie nichts für ihren Mann besorgt hatte. Doch der hatte ihr lächelnd gesagt, daß es seine größte Freude sei, ihr Freunde zu bereiten.

Er hatte sie wohl doch sehr geliebt, mehr geliebt, als sie verstanden — wie war es nur möglich gewesen, daß er, ohne für sie zu sorgen, aus der Welt gegangen.

Vielleicht war sein Geist getrieben durch das Unglück, das ihn betroffen — hatte sie ein Recht, seiner nur im Born zu gedenken.

Jetzt, da sie sich aus dem Elend, in dem er sie zurückgelassen, erlöst sah, in der glücklicheren Stimmung, in der sie sich befand, suchte sie wilder zu urteilen, rief die Zeit, die sie an seiner Seite verlebte, in ihr Erinnern zurück. Eine glückliche Zeit — was auch immer nachher gekommen. Eine Sehnsucht stieg in ihr auf nach seiner Liebe, mit der er sie umgeben — fast wollte sie sich Bortünse machen, daß sie ihm manche trübe Stunde bereitet, wenn er Grund zu haben geglaubt, eifersüchtig zu sein.

Wie oft hatte er sie gebeten, sich weniger kokett zu zeigen, nicht mit jedem, der sich ihr näherte, zu flirten — sie hatte ihn verlacht und sich weiter die Kur machen lassen.

Was war denn auch daran gewesen — niemals etwas Ernstes — warum sollte sie ihre Jugend nicht auskosten, sie hatte ihren Mann ja gern in ihrer Art, sie war ihm treu gewesen, warum ließ er sie nicht gewähren und hatte sie mit seinen Bäumen gequält, wie sie das nannte.

In diese Gedanken versunken, war sie an dem Tisch stehen geblieben, auf den sie die Schale mit Blumen gestellt — seit langer Zeit wieder Blumen. Sie nahm eine Blüte und sog den Duft ein;

„Wenn doch alles so geblieben wäre, warum mußte das Schicksal so hart eingreifen in das, was sie als Glück empfunden?“ Eine seltsame, ihr sonst fremde Stimmung ergriff sie — sie, die weichen Gefühlen selten zugänglich war —, heiß stieg es ihr in die Stirn, als ihr das Bild des alten Mannes vor Augen trat, dem sie sich jetzt verkaufen wollte.

Wie sie das die ganze Zeit über bei sich hatte beschönigen wollen, es ließ sich nicht fortlaugnen: ein alter, hilfloser Mann, dem sie ihre Jugend opfern sollte, um das Leben zu haben, das sie brauchte.

Wäre es nicht doch besser gewesen, bei ihrem sich gesteckten Ziele zu bleiben, fleißig zu sein, vorwärts zu streben — vielleicht hätte sie doch erreicht, was sie sich vorgenommen.

Aber wann, wann — welch endlose Zeit der Mühe und Arbeit, der Sorge und Umsorgigkeit lag dann vor ihr, sie hätte sich nicht stark genug, all das zu ertragen, der Gedanke allein schon erregte ihr Grauen — was blieb ihr — also vorwärts.

Sie trat vom Tische zurück und ging ins Schlafzimmer, um den Gut abzunehmen und einen letzten Blick in den Spiegel zu werfen, es war spät geworden, der General mußte jeden Augenblick kommen.

Die Mutter trat zu ihr: „Bera, hast du alles bedacht, wirst du keine Reue empfinden?“

Das reizte sie — gerade weil es mit ihren soeben bekämpften Empfindungen übereinstimmte, diese wieder erwecken wollte — sie wandte sich um, ein Wort der Abweisung schwebte auf ihren Lippen, als im Vorzimmer die Türklingel ertönte. Hastig ordnete sie ihr Haar, während Frau Tschenkassowa ihr Umkleetuch, das sie sonst nie ablegte, von den Schultern nahm und sich mechanisch über das Kleid strich — dann standen beide Frauen und horchten nach der Tür.

Bera wollte den General erst eintreten lassen, ihm dann im Nebenzimmer entgegengehen — es blieb jedoch einige Minuten alles still, vielleicht war er es nicht. Doch — jetzt wurde die vom Flur zum Zimmer führende Tür geöffnet, im nächsten Augenblick würde sie seinen Schritt hören — statt dessen ließ sich aber nur das Getrampel der Magd vernehmen, gleich darauf wurde an der Schlafzimmertür geklopft, und als Bera öffnete, winkte ihr die Dienerin:

„Gnädige Frau, draußen steht die Haushälterin des Generals aus dem ersten Stock, sie will mit Ihnen sprechen.“

Bera durchrieselte es kalt — was war geschehen, warum kam er nicht selbst, schickte diese Person, die sie die letzte Zeit, wenn sie ihr auf der Treppe begegnete, mit so sonderbaren Blicken betrachtet, sie kaum geduldet hatte.

Doch was mußte jetzt alles Denken, sie raffte sich auf und ging ins Vorzimmer. Eine böse Ahnung überkam sie, als sie die Frau vor sich sah — das Gesicht schmerzlich verzogen, in der Hand ein Taschentuch, dabei doch in der Behäbigkeit der langjährigen Dienerin eines guten Hauses, deren Tage sorglos und gleichmäßig dahingehen.

„Sie wünschen?“

„Der General schickt mich, er ist in der Nacht erkrankt, er läßt sich entschuldigen, daß er nicht kommen kann“ — dabei beobachtete sie Bera, welchen Eindruck ihre Worte machten, suchte in ihren Gesichtszügen zu lesen, denn wenn sie auch nichts Bestimmtes traugte, hatte sie sich doch aus dem Verkehr ihres Herrn mit der jungen Witwe ein Bild gemacht — dahinter steckte etwas — der alte Mann wäre wohl gar fähig — sie kam nicht weiter in ihren Betrachtungen, Bera, die einen Augenblick zusammengebrochen war, hatte sich gefaßt, sie konnte ihr nichts anmerken. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Erzichen heißt aufwachen vom Schlaf, mit Schnee reiben, was erstoren ist, abkühlen, was brennt. Sippel.

Um eine Speckseite.

Wie lange ist es her, daß durch die Zeitungen der Ruf an die Hausfrauen erging: Füllt eure Speicher mit Rauchfleisch und Dauerwurst! Damals wurden in den Dörfern die Schweine in Massen gemordet. Damals, in jener sagenhaft fernern Zeit, kostete das Pfund Schinken 1.50 M. und der Speck M. 1.—

Auch wir hatten uns gut versehen. In unserm Straßburger Speicher, gerade dem himmelanstrebenden Münster gegenüber, baumelten an langen Nägeln die schönsten Thüringer Salami. Von der Dede hingen an dicken Schnüren zwei westfälische Schinken — Prachtstücke, die noch den ganzen Duft des Wacholders und der blühenden Heide auszuatmen schienen. Neben ihnen triefte der viel gepriesene pechschwarze geräucherter Schwarzwälder Speck, der uns, so oft wir ihn sahen, an Höhenwanderungen, Hüttenabende, harte Betten und Kirchwasser erinnerte.

All diese Herrlichkeiten gingen, die eine nach der anderen, den Weg alles Irdischen. Jetzt ist der Speicher leer, der Nachwuchs fehlt. Den sieben fetten Jahren sind die sieben mageren gefolgt. Keine fröhlich schaukelnden Würste, keine feisten Schinken und schweißenden Speckseiten versperren mehr den Blick auf das Münster. Frei und ungehindert schneit das Auge durch die leere Fensterbühne. Nur ein feiner, unfahrlarer Duft nach Rauch und Fett ist zurückgeblieben; aber auch den saugt jetzt die Frühlingssonne begierig auf. Die sorgsam gesammelten Zeitungsausschnitte über zweckmäßige Aufbewahrung von Rauchwaren sind in die Papierfammelle gewandert, und die Rezepte über Verwertung der Küchenabfälle schlummern in irgend einem vergessenen Kochbuch. Die ganze Stadt haben wir nach Speck abgesucht, kein Metzgergeschäft, kein Delikatessladen wurde vergessen — das Fräulein im Kontor hatte immer dasselbe Achselzucken: „Speck, meine Dame, gibt es nicht mehr!“

Wir hatten schon verzichtet. Da hörten wir durch einen Freund, daß es in dem gesegneten Baden noch bei alten Schwarzwälder Bauern Speck geben sollte. Und er nannte uns ein solches Bauernhaus. Ganz hoch oben lag es über blühenden Tälern, im dichten Tannenwald, zwei Stunden von einem bekannten Gasthaus. Natürlich — man müsse es sich etwas kosten lassen — der Aufenthalt im Hotel — der Bauer sei nicht gerade zugänglich, aber der Weg zu seinem Herzen und seinen Speckseiten führe durch Zigarrenkisten und Tabakqualm. „Sie verstehen —“, der Freund nickte geheimnisvoll.

Ob wir verstanden! Am andern Morgen hatten wir Straßburg verlassen und uns für 4 Tage im Gasthaus auf einer Schwarzwaldhöhe für 7 M. den Tag eingemietet. Der erste Gang galt dem Bauernhaus. Groß und wichtig stand der Tännel-Bauer vor seiner Tür — gewissermaßen als Wächter seiner Butter-, Eier- und Schweineschätze. Blondköpfe spielten um ihn her. Wir befreundeten uns rasch mit den Kindern, Schokolade und Biskuits taten das Ihre, dem Bauer wurde eine Zigarre angeboten, und dann hieß er uns in der Stube sitzen. Wir sagten nichts vom Speck. Bewahre! Aber wir sahen, wir rochen, wir fühlten ihn. Im Rauchfang über dem Herd hing er an schweren Balken — fetter, harter, duftender Schwarzwälder Speck, wie wir ihn seit Monaten nur in unseren Träumen geschaut hatten. Im Geist sahen wir ihn schon in Straßburg in unserem Speicher hängen. . . Erst am vierten Tage, als der Tännel-Bauer genug Tabak verqualmt hatte, rüdten wir mit unserem Wunsch heraus. Der Bauer machte allerhand Einwände; aber schließlich gab er nach und schnitt uns von der größten Speckseite 10 Pfund herunter.

Das war ein Schatz! Er wurde sorgsam in den Rucksack verpackt — einen Tag gaben wir im Gasthaus noch zu, und dann ging es fröhlich den Berg hinunter. Unterwegs rechneten wir aus, daß die 10 Pfund Speck uns 130 Mark gekostet hatten — 25 Mark der Speck und 105 Mark Unkosten. Immerhin ein ansehnlicher Preis; aber schließlich durfte man im Krieg nicht wie im Frieden rechnen, und die Hauptsache war doch, daß der kostbare Speck im grünen Rucksack baumelte!

Ein günstiger Abendzug, den viele Touristen benutzen, führt uns bis an die Grenze des badischen Landes. Vor dort pflegten wir die Elektrische zu nehmen, die uns nach Straßburg bis vor unsere Wohnung brachte. Früher fuhrten mit dieser Bahn die vielen Straßburger heim, die auf der Suche nach Eiern und Butter ins Badische gepilgert waren. Heute

trennte eine unerbittliche Grenzsperrre das Badische vom Elsaßer Land, und diese Sperrre sollte sich gleich an der nächsten Haltestelle fühlbar machen.

Auf diesem Angelpunkt zwischen dem rot-weißen und dem gelb-roten Boden erschien ein badischer Beamter. In Ortn gekleidet — streng — kritisch — urbarmerzig. „Milch — Butter?“ Die Stimme dröhnte nur so. Alles schüttelte den Kopf. „Eier?“ dasselbe energisch verneinende Kopfschütteln. Wie waren wir gut daran, daß wir keine Eier und Buttes, sondern eine ganz harmlose Speckseite mit uns trugen!

Jetzt kamen wir an die Reihe. Aber wir hatten ja nichts zu verbergen und ließen seelenruhig den grünen Sperrbeamten die Tiefen des Rucksacks durchwühlen. Nun hatte er das lange Paket gefunden und geöffnet. Triumphierend hielt er es in die Höhe. 10 Pfund Schwarzwälder Speck! Wir schickten uns an, ihn wieder zu verpacken — aber ein strenges Halt da! hieß uns halten.

Wir schalteten, schimpften, wehrten uns. Es half nichts. Der Speck gehört uns. Mit welchem Recht wollen Sie ihn beschlagnahmen? Der Beamte aber zog eine Zeitung aus der Tasche — vor 3 Tagen, während wir auf unserer Schwarzwaldhöhe um die Gunst des Tännel-Bauern warben, war ein Fleischausfuhrverbot in Baden erschienen. Verschmettert sanken wir in unsere Bänke zurück. Wie ein Hohn erschien uns der Trost des Sperrbeamten, daß der Speck uns vergütet werden würde. Die Elektrische klingelte; der Führer drehte die Kurbel, und schnarrend verließ die Bahn das Badische Land und fuhr in das Elsaß hinein — — — S. S c h e d e.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Über „fleischlose Tage“ schreibt der bekannte Hygieniker an der Berliner Universität, Geheimrat Prof. Dr. Max Rubner, beherzigenswerte Worte im Rathefte von Velhagen und Masings Monatsheften. Wir geben einige seiner Ausführungen hier wieder. „Schon im Herbst 1914 habe ich“, schreibt Rubner, „die Mahnung ausgesprochen, in vernünftiger Selbstzucht und im hygienischen Interesse den Fleischkonsum und den an manchen Orten übertriebenen großen Fettverbrauch zugunsten anderer Nahrungsmittel, die uns damals noch reichlicher zur Verfügung standen, einzuschränken. Damals wurde aber jede Mahnung noch als ein Ausfluß übertriebener Angstlichkeit aufgefaßt. Schließlich zeigte sich freilich, daß der Fleischverbrauch vermindert werden mußte, weil das Tierfutter trotz Heranziehung des Brotgetreides und anderer Mittel nicht zureichte; das führte zu den obligatorischen fleischlosen Tagen in den Gasthäusern und zur Vorseitigung des Fleischverkaufes an bestimmten Tagen. Mittelbar soll in dieser Weise auch der Verbrauch in den Familien getroffen werden. Für manche Familie bedarf es freilich einer amtlichen Einschränkung des Fleischverbrauches nicht, denn die Preispolitik, wie sie im letzten halben Jahre sich fühlbar machte, hat längst an allen Wochentagen in vielen Kreisen einen teilweisen Verzicht auf Fleisch erzwungen. Im höchsten Maße ungünstig erwies sich auch in manchen Landesteilen die starke Beschränkung des Mehlverbrauches, die die gewohnte Ernährung mit Mehlspeisen unmöglich machte und so künstlich die Fleischnahrung begünstigte. Man könnte nun die Frage aufwerfen: ob nicht durch die Einführung der fleischlosen Tage der Ration etwa Schaden zugefügt wird? Diese Frage kann man entschieden verneinen; es ist auch sicher, daß in Millionen von Fällen eine Minderung des Fleischverbrauches, der jetzt durch die Verhältnisse notwendig ist, sogar vorteilhaft sein kann. Vor allem kommt es darauf an, daß auch in den Familien der fleischlose Tag wirklich durchgeführt wird. Man erinnere sich doch daran, daß ein fleischloser Tag in allen katholischen Familien beobachtet wird; gewiß wird niemand bemerkt haben, daß darunter die Gesundheit leidet. Die besseren und mittleren Schichten der Bevölkerung verwenden Fleisch in höherem Maße als wünschenswert ist. Wie werden die Kinder oft mit Fleischspeisen in jeder Form überfüttert! Das Frühstück mit Fleisch ist für den Erwachsenen völlig entbehrlich, es beruht nur auf Einbildung, daß Leute ohne eigentlichen körperlich anstrengenden Beruf ein solches Frühstück notwendig haben. Auch das zweite Frühstück können erwachsene gesunde Leute ohne gewerbliche Arbeit und körper-

liche Anstrengungen wohl entbehren. Die Zuneigung der fleischlosen Tage, die Befriedigung des Fleischgenußes beim Frühstück und in der Zwischenmahlzeiten sind ausreichende Mittel, um unser Budget an Fleisch ins Gleichgewicht zu bringen.

Die Südfranzosen und der Stierkampf. Die Bewohner des französischen Südens nahmen seit jeher innerhalb der Masse der französischen Bevölkerung eine gesonderte Stellung ein. In der ersten Kriegszeit schien es, als seien die Unterschiede zwischen Süd- und Nordfranzosen für immer begraben. Die chauvinistische Welle, die damals aufsteigend über das ganze Land ging, riß alle Gemüter übereinstimmend in dieselbe Richtung. Aber der Krieg dauert schon lange, und so sind auch die temperamentvollen und von der berühmten französischen Kultur nicht allzu stark berührten Südfranzosen zu ihren früheren Ansichten und Sitten zurückgekehrt. Der französische Süden — so weit er nicht zum Militärdienst eingezogen ist, natürlich — will nicht mehr so recht mitmachen. Der Süden beginnt sich zu regen, und ein Gegensatz nach dem andern stört sehr sichtbar die angeblich in Frankreich herrschende Harmonie. Das jüngste Streitobjekt bilden, wie der „Temps“ in einem strengen und unwillig gehaltenen Artikel berichtet, die im französischen Süden bis in die neueste Zeit beliebten Stierkämpfe nach dem Vorbild der blutigen „Corrida“. Die Einwohner von Beaumont sind in hellem Borne, denn die Behörde hat die Abhaltung der Stierkämpfe verboten, und man gibt sehr deutlich zu verstehen, daß man nicht geneigt ist, sich länger dem System der neuen Bucht zu fügen und das Vergnügen der Stierkämpfe dem Kriege zum Opfer zu bringen. Aus anfänglichen Protesten entwickelte sich so ein Streit, der nicht länger geheim gehalten werden kann und einen empfindlichen Rißton in den angeblich so wunderbaren Zusammenklang der französischen Gemüter bringt. Der Süden steht gegen den Norden, und selbst die Zensur kann diese Tatsache nicht ableugnen. „Wenn die Südfranzosen so kriegerisch sind“, schreibt der „Temps“, „so mögen sie dies im Geere an der Front beweisen. Aber man hat bisher niemals feststellen können, daß die Völkerschaften, die sich derartigen blutigen Wettkämpfen mit Leidenschaft hingeben, auch besondere Kriegstugenden besitzen und durch persönliches Heldentum hervortreten.“ Dieser Angriff des sonst so gemäßigten Pariser Blattes spielt sehr unverschämte auf die schon seit langem in Nordfrankreich mit Kummer festgestellte Tatsache an, daß die Bewohner des Südens insofern Friedensfreunde sind, als sie sich heute mehr als je vom Heeresdienst drücken, wo sie nur können. So hat also der Streit um den Stierkampf einen weitaus größeren und bedeutungsvolleren Umfang angenommen, indem er zeigt, daß eine in ihrer Größe nicht zu unterschätzende französische Provinz gesonnen ist, sich von den Pariser Kriegsmachern über sie verhängte Joch nicht länger widerspruchslos gefallen zu lassen.

Die Iren-Führerin Gräfin Markievich. Unter den vielen Sensationen, die der Aufstand in Irland in sich schloß, wurde das geheimnisvolle Auftreten einer jungen Frau als Führerin der Revolutionäre in ganz England eifrigst besprochen. Man erfuhr, daß es sich um eine polnische Gräfin Markievich handelte, die an der ganzen Aufstandsbewegung hervorragenden Anteil nahm. Bald waren die verschiedensten Gerüchte über diese Frau in Umlauf, die, den Revolver in der Rechten, der ihr untergebenen Mannschaft vorausstürmte und die ärztliche Akademie in Dublin bis zum letzten Augenblick verteidigte. Jetzt ist die „grüne Gräfin“, wie sie wegen ihrer grünen Kriegskleidung benannt wurde, gefangengesetzt, und eine Mitarbeiterin der „Daily Mail“ lüftet den Schleier, der bisher über dieser Persönlichkeit lag. „Das Geheimnis der grünen Gräfin“, heißt es in dem Aufsehen erregenden Artikel des Londoner Blattes, „ist nunmehr für mich gelöst. Ich weiß, daß sie mit dem jungen Mädchen identisch ist, das ich vor einigen Jahren in Paris kennen lernte und das zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten in der jungen Malerwelt im Pariser Quartier Latin gehörte. In einem einfach, aber über und über mit den wildesten Malereien der jungen Künstlerin ausgeschmückten Gasthaus auf dem Boulevard Montparnasse, das ich damals öfter aufzusuchen pflegte, lernte ich die jetzige Gräfin und Revolutionärin kennen. Sie war ein durch ihre Schönheit auffallendes Mädchen im Stil der jungen Pariser Künstlerwelt, groß und schlank, mit einer Fülle goldbroten Haars und einem schief aufgesetzten Ma-

trisenhut. Man konnte schnell feststellen, daß sie in den Kreisen des Quartier Latin eine besondere Stellung einnahm, daß sie sozusagen der Liebling der Pariser Bohème-Welt war. Im übrigen war sie noch ärmer als die meisten ihrer Kollegen und Kolleginnen. Sie malte Portraits, wenn das Glück ihr hier und da einen derartigen Auftrag verschaffte. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß sie bei meinem damaligen Pariser Besuch gerade eine junge Französin portraitierte, die später die Gattin des Verteidigers von Kut-el-Amara, des Generals Townshend, wurde. Lange Zeit wußte ich nichts Näheres über die kleine Malerin auf dem Montparnasse. Endlich erfuhr ich, daß sie aus Irland stammte und gegen den Willen ihrer Eltern in Paris Brühmtheit erlangen wollte. Sie war stolz auf ihr Irentum und haßte schon damals mit außerordentlicher Leidenschaft alles, was englisch war. So ging sie niemals in Lokale, die von Engländern besucht wurden und mied selbst die Bälle und Festlichkeiten, an denen englische Maljünger teilnahmen. Einmal, als ihre Eltern, Sir William und Gore-Booth nach Paris kamen und in einem ersten Hotel abtieg, mußte die Tochter sich entschließen, ihnen einen Besuch abzustatten. Sie stand nicht gut mit der vornehmen alten Irenfamilie, der sie angehörte, da die Eltern ihr keinen Pfennig sandten in der Absicht, sie durch Auswanderung zur Rückkehr in das Stammschloß der Familie zu zwingen. Da sie diesmal Geld erhalten hatte, um in dem Hotel bei ihren Eltern auf deren Wunsch standesgemäß gekleidet erscheinen zu können, kaufte sie sich ein giftgrünes Kostüm mit ebensolchem Hut und grüner Feder. Ich glaube, daß die Kleidung, die sie während des Aufstandes in Irland trug und der sie den Beinamen „grüne Gräfin“ verdankt, dieselbe ist, in der sie sich damals höchst kriegerisch gestimmt zu ihren Eltern begab. In der folgenden Zeit verlor ich sie ganz aus den Augen und ich erfuhr nur noch, daß sie einen Pariser Studienfreund, einen polnischen Grafen Markievich, geheiratet hatte. Das ist alles, was ich über die Revolutions-Gräfin weiß, die nun im Gefängnis gefaßt auf ihr Urteil wartet.“

Kinder als Soldaten. Nicht nur die Kunst schafft Wunderkinder, auch der Krieg ließ Juwelenblicke die durch ihr Alter gebotenen üblichen Grenzen überschreiten und machte sie zu Helden, die hinauszogen, um Seite an Seite mit den erwachsenen Männern zu kämpfen. Nachdem des öfteren von den weiblichen Soldaten im Weltkriege die Rede war, muß festgestellt werden, daß auch eine überraschend große Zahl jugendlicher in dem jetzigen Kriege Gefahren und Ruhm mit den Mannschaften im Felde teilen. Interessante Einzelheiten über solche Heldenkinder weiß Winfried Lüdecke im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ zu berichten. So erzählte H. Floerke in seinem Buch „Die Kinder und der Krieg“ von einem höchstens 15jährigen Jungen, der bei der Garde-Artillerie die Schlachten von Reidenburg und Bialyna mitmachte und selbst über seine Abenteuer befandete: „Ich bin einfach in Posen damals in 'nen Eisenbahnzug gestiegen; und zurück konnten sie mich nicht mehr befördern; am Anfang vom Krieg war das zu schwer; und der Kommandant hatte auch nichts dagegen. . . Eltern habe ich keine mehr. In der Lehre, bei dem Meister, wo ich war, gab's Liebe. Und im Krieg ist's doch schöner wie zu Hause. Zuerst dachte ich, es wäre so wie's Manöverspielen. Aber in Reidenburg, da sah's anders aus; überall Granaten und Schrapnelle, oben, links, rechts, vorne, hinten. . . Aber man gewöhnt sich daran.“ Der größte Wunsch dieses Knaben ist auch heute noch, auf die Unteroffizierschule zu kommen. Ein Militärarzt erzählte von einem 15—16 Jahre alten Kanonier, der in Ostpreußen und Belgien Munition zutrug und allmählich auch mit den Geschützen umzugehen lernte. Er nahm auch später an Gefechten teil und erhielt die Tapferkeitsmedaille. Der berühmteste unter diesen jugendlichen deutschen Kriegern ist der noch nicht 15jährige Armin Krause, der heute im 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiment als Unteroffizier steht. Auch im Verbands der österreichisch-ungarischen Armee gibt es solche jugendlichen Soldaten. So kämpfte der 16-jährige Sohn eines ukrainischen Beamten aus Przemyśl in den Karpathen im „Eisernen Korps“ mit und errang alle drei Tapferkeitsmedaillen. Er wurde bereits zweimal leicht verwundet. Die Ungarn zählen sogar einen 10jährigen Helden zu den Ihren, der seinem als Kutscher zum Truppentrain einberufenen Vater ins Feld folgte und die berühmten Winterkämpfe in den Karpathen mitmachte.